Schicht's Patentseife

liefert **schneeweisse Wäsche.**

Schicht's Patentseife

6038 ist das vorzüglichste Reinigungsmittel für **Woll- und Seidenstoffe.**

Schicht's Patentseife

ist das verläßlichste Reinigungs- und Desinfectionsmittel für **Krankenwäsche.**

Wie groß die Desinfectionskraft von Schicht's Patentseife ist, beweist die Thatsache, daß in einer nur 1⅔%igen 15° C. kalten Lösung dieser Seife Cholerabacterien in weniger als 30 Minuten vollkommen sterilisirt werden.

Die darauf Bezug habenden umfangreichen Untersuchungsergebnisse werden Jedem nach Indrucklegung auf Wunsch gratis und franco zugesandt. Die Untersuchung wurde vom chemisch-mikroskopischen Laboratorium der Herren Doctoren Max und Adolf Jolles, k. k. handelsgerichtlich beeidete Sachverständige in Wien, ausgeführt und lautet deren Schlußurtheil über Schicht's Patentseife als Desinfectionsmittel: „Ihr großer Vorzug vor anderen Desinfectionsmitteln besteht in der Leichtigkeit der Beschaffung, der Anwendungsweise und **völligen Ungefährlichkeit.**"

☞ **Nur echt in Papierpackung, welcher die Bezeichnung „Schicht's Patentseife", ein „Schwan" als Schutzmarke, die Patentnummern 48.911 und 4507 und das Gewicht der Pakete aufgedruckt sind.**

Georg Schicht, Aussig an der Elbe.
Seifen-, Kerzen-, Palmkernöl- und Cocosnussöl-Fabrik.

Zur Berücksichtigung für Kohlen-Consumenten.

Anläßlich der Constatirung vorgekommener diebischer Manipulationen einzelner unehrlicher Abträger bei Zustellung von Kohlen in plombirten Säcken werden die P. T. Empfänger neuerdings höflichst ersucht, dem auf jedem meiner Lieferscheine ersichtlichen Ersuchen: darauf zu achten, daß die **richtige** Anzahl **plombirter** Säcke auch factisch abgeliefert werde, im eigenen Interesse Folge zu geben, und jeden nicht plombirten Sack zurückzuweisen. Meine zufolge gemachter Erfahrungen vervollkommneten Plomben bilden einen unbedingt sicheren Verschluß und können ohne Zerschneiden des Bindfadens nicht entfernt werden.

6338 **Adolf Muhr,**
I., Am Hof 7.

Geehrte Schriftleitung!

Anläßlich der wiederholten Veröffentlichungen über die gegen das seit einigen Jahren hier erscheinende Arbeiterblatt „Der österreichische Metallarbeiter" durchgeführten Strafprocesse stellen wir wiederholt die höfliche Bitte, constatiren zu wollen, daß unsere seit dem Jahre 1875 erscheinende rein technische Fachzeitschrift „Der Metallarbeiter" mit dem erwähnten Arbeiterblatte in keiner wie immer gearteten Verbindung steht oder jemals gestanden hat.

Mit vorzüglichster Hochachtung
Redaction des „Metallarbeiter":
L. Bidéky.

Lieferung von Wasserstations-Einrichtungen für die Unterkrainer Bahnen.

Laut einer in der „Wiener Zeitung" enthaltenen Kundmachung gelangt die Lieferung und Aufstellung von mechanischen Einrichtungen für drei Wasserstationen der Strecke Großlupp—Rudolfswerth—Straza der Unterkrainer Bahnen zur Ausschreibung.

Offerte werden bis längstens 24. October 1893 bei der k. k. Generaldirection der österreichischen Staatsbahnen entgegengenommen und können daselbst auch die Bedingnisse und sonstigen Offertbehelfe eingesehen werden.

Fort mit der Claque!

Geehrter Herr Redacteur!

Mit richtigen Worten haben Sie Ihre Betrachtung über das Claquewesen als einen „Griff in ein Wespennest" gekennzeichnet. Ich erlaube mir nun, meine jahrelangen Beobachtungen über diese „Misère", welche speciell in der Hofoper zu einer nicht zu unterschätzenden Macht sich emporgearbeitet hat, zu Ihrer Kenntniß zu bringen.

Allerdings gibt es an diesem Institut keine officielle, das heißt von der Direction bezahlte Claque, dies wäre auch dem „Chef" gar nicht erwünscht, und die Direction würde es sich wohl überlegen, in den Gagen-Etat eine 10.000 fl.- bis 12.000 fl.-Gage für den Claqueur einzustellen, denn so viel beträgt das Einkommen dieses „Kunstenthusiasten", welches von den Künstlern oft auch ohne jede Weigerung bezahlt wird. Dieses „Handwerk" hat seinen goldenen Boden.

Nun drängt sich die Frage auf: Ist die Claque — ich spreche speciell von der Hofoper — nothwendig oder nicht? Muß sich der wahre Künstler ihrer bedienen? Nein, und hundertmal nein! Die Besucher der Hofoper haben Kunstsinn genug, um beurtheilen zu können, welche Leistung mit Beifall aufzunehmen ist, und es bedarf wirklich nicht erst eines „Zeichens" der Claque, um für eine künstlerisch vollendete Leistung mit Beifall überschüttet zu [illegible] wird den Winkelmanns, Reichmanns etc. in ihrem künstlerischen Wirken gewiß keinerlei Abbruch thun, wenn sie auf das „Wohlwollen" des Herrn „Claquechefs" verzichten werden. Man kann ein berühmter Künstler sein, auch wenn man auf die Thätigkeit dieses Herrn keinerlei Gewi[illegible]. Das beste Beispiel für diese Annahme lieferte unsere leider zu früh der Hofoper entrissene Frau Papier, die trotz der Chicanen, welche ihr von Seiten dieser Gilde angethan wurden, dennoch ein Liebling des Publicums war. Es ist mir genau erinnerlich, daß, als nach der herrlich gesungenen Arie der Frau Papier als Fides der Beifall des Publicums kein Ende nehmen wollte, die Claque alle Anstrengungen machte, den Applaus zu unterdrücken; aus welchem Grunde, ist leicht erklärlich. Nun frage ich: War die „Mißgunst" des Claquechefs etwa im Stande, den künstlerischen Namen dieser Sängerin zu beeinträchtigen? Wenn alle Künstler sich in dieser Hinsicht an Frau Papier ein Beispiel nehmen würden, dann wäre die Hofoper von diesem lästigen Uebel befreit, denn es ist schwer anzunehmen, daß diese Herren aus Begeisterung für die Kunst von Früh bis Abend beim Bühneneingange herumlungern würden.

Mit dem Ausdrucke der vorzüglichsten Hochachtung
Ein langjähriger Besucher der Hofoper.

Tagesneuigkeiten.

Wien, 30. September.

Die Wiener Theaterdirectoren über die Claque.

(Ein Rund-Interview.)

III.*)

In dem Cyklus der Gutachten, welche die Wiener Theaterdirectoren über die vielbeklagte Claque-Misère unserem Mitarbeiter gegenüber abgegeben haben, lassen wir heute die Aeußerungen des Hofoperndirectors Herrn Jahn und des Directors des Raimund-Theaters Herrn Müller-Guttenbrunn folgen. Der Leiter eines der ältesten Theater Wiens und der Director eines Kunstinstituts, das eben erst im Entstehen begriffen ist, die langjährige Praxis und die von Compromissen noch nicht angekränkelte künstlerische Siegeshoffnung stehen sich hier gegenüber. Vielleicht lehren schon die nächsten Monate, auf welcher Seite das Recht ist; dann wäre allerdings ein Weniges zur Lösung dieser Frage beigetragen.

Wilhelm Jahn,
Director des Hofoperntheaters.

„Daß ein Kunstinstitut, wie die Hofoper, sich nicht dazu hergeben wird, seinen Beifall gegen Entgelt zu bestellen, glaube ich wohl nicht erst ausdrücklich constatiren zu müssen. In dieser Beziehung kann meine Antwort nur lauten, wie die meines Collegen Dr. Burkhardt vom Burgtheater: „Ich kenne, habe und besolde keine Claque." Daß trotzdem eine existirt, weiß ich, wie Jedermann in Wien, und bedaure es. Sie wissen, welche Claque ich meine: diejenige, welche die einzelnen Sänger oder Sängerinnen, im Gegensatze zu den Intentionen der Direction, doch aufnehmen und honoriren."

„Wenn sich diese Claque unangenehm bemerkbar macht, so ist es schließlich in der Praxis für das Publicum ganz gleichgiltig, von wem sie geduldet und besoldet wird — ein Uebelstand bleibt sie immerhin. Und bei dem förmlich behördlichen Charakter der Hofoperndirection erwartet auch alle Welt von ihr eine Abhilfe."

„Behördlich — Sie wissen sehr gut, daß sich diese Sache einer „behördlichen" Intervention nicht unterziehen läßt. Höchstens eine moralische Einwirkung auf die einzelnen Künstler ist möglich, und die habe ich nicht unterlassen. Vor einigen Jahren habe ich das ganze Künstlerpersonale zusammenberufen und allen dringend vorgestellt, wie unwürdig es für jeden einzelnen Künstler und das ganze Kunstinstitut sei, sich gegen Bezahlung einen Beifall zu bestellen. Im Augenblick schien diese Ansprache wirklich Eindruck zu machen, denn alle versprachen mir, mit diesen Mißbräuchen zu brechen und ihre Claqueurs zu verabschieden. Thatsächlich gab es eine Zeitlang keine Claque bei uns — und es ging wirklich auch so. Aber es dauerte nicht lange. Zuerst fingen die Sänger an, welche es am nöthigsten hatten. Nun konnte man das Schauspiel erleben, daß gerade die unbedeutendsten Leistungen mit frenetischem Jubel empfangen und die hervorragendsten Sänger verhältnißmäßig ärmlich mit Beifall bedacht wurden. Ein solches Mißverhältniß strebte natürlich nach einem Ausgleich. Die Besten wollten doch nicht in Bezug auf den Beifall gerade hinter den Schwächsten zurückstehen; sie griffen wieder zu dem gewohnten Mittel und, im Nu war Alles beim Alten. Und gegen diesen Zustand ist nunmehr sehr schwer anzukämpfen. Die Ansprüche der Sänger auf die Lebhaftigkeit des Beifalls sind nunmehr sehr hoch geschraubt . . ."

„Jawohl, man braucht nur an jenen berühmten Baritonisten der Wiener Hofoper zu denken, der in der letzten Zeit durch eine traurige Wendung seiner Lebensschicksale wieder in aller Leute Mund gerieth. Man erzählt ja, wie Sie auch wissen werden, Herr Director, daß er bei aller ehrlichen Kunstbegeisterung im Stande gewesen wäre, sofort seine weitere Mitwirkung zu verweigern, wenn er an einer bestimmten Stelle seinen gewohnten Beifall nicht hätte."

„Ich weiß davon, und mit diesem Beispiel ist nur eine von den vielen Künstlereigenthümlichkeiten gekennzeichnet. — Nun wird es bei dieser Sachlage vielleicht Manchen befremden, wenn er hört, daß eine bestimmte Persönlichkeit, eben der in Ihrem Artikel über „bezahlte Enthusiasten" genannte Herr Sch—g von aller Welt als „Claquechef" der Oper angesehen wird, was doch auf ein officielles Verhältniß zu unserem Kunstinstitute deuten würde. Nun steht die Sache meines Wissens so, daß es sehr viele Privatclaqueure gibt, welche von einzelnen Sängern besoldet werden, und daß dieser Herr Sch—g zufällig nur die größte Clientel unter den Sängern hat, also auch die bedeutendste Rolle spielt. Ihn als Oberhaupt sämmtlicher Claqueure des Hofoperntheaters anzusehen, ist ein Irrthum, denn ich wüßte nicht, wer ihn dazu hätte ernennen können."

„Wie mag es bei diesem gänzlich inofficiellen Verhältniß der Claque zur Leitung ihres Institutes kommen, daß gerade in der Hofoper so viel über die Aufdringlichkeit der Claque geklagt wird?"

„Ich bin selbst geneigt, diese Klage wieder am meisten zu beklagen, aber ich meine, daß auch das ein Irrthum ist, für die besondere Lebhaftigkeit des Beifalles ausschließlich die bezahlte Claque verantwortlich zu machen. Erstlich einmal haben wir namentlich in den oberen Rängen des Hauses vorwiegend ein Publicum, welches so von naivem Kunstenthusiasmus erfüllt ist, daß es noch in der elementa[illegible] Weise seinem wirklich ungeheuchelten Entzücken Ausdruck zu geben [illegible]e ist. Ferner bringt es die Tradition der Oper mit sich, daß man bei derselben ein Unterbrechen und Zerreißen der Stimmung nicht so sehr empfindet und fürchtet wie beim recitirenden Schauspiel — denken Sie nur an die vielen Wiederholungen ganzer Nummern, die bei den Italienern üblich sind. Ein weiterer Anreiz zum Applaus besteht darin, daß bei uns im Gegensatze zum Burgtheater die Hervorrufe üblich und den Sängern das Erscheinen auf einen solchen Hervorruf gestattet ist. Schließlich kommt noch dazu, daß sich im Wiener Publicum — und das ist als Symptom lebhaften Kunstinteresses gar nicht übel zu vermerken — förmliche Parteien von Anhängern bestimmter Künstler gebildet haben. Es gibt Winkelmannianer, Van Dyckianer, Renardianer und Beethianer — musikalische Feldlager, die Hunderte von Köpfen zählen und sich bei den einzelnen Opernaufführungen geradezu gegnerisch gegenüberstehen. Den eigenen Liebling womöglich auf Kosten des gegnerischen so oft als möglich hervorzujubeln, ist ein Triumph, der nicht nur sachliche, sondern noch öfter persönliche Befriedigung gewährt; man feiert die Erfolge des favorisirten Sängers wie einen Sieg über einen dräuenden Feind. Rechnen Sie endlich dazu, daß — nicht contractlich, aber einer langjährigen stillschweigenden Uebung zufolge — auch das unbedeutendste Mitglied des Ensembles für jede Vorstellung, in der es beschäftigt ist, zwei Sitzplätze zur freien Verfügung erhält, und die mit denselben Beschenkten durch recht ausgiebige Beifallsäußerungen ihre Dankbarkeit für den unentgeltlichen Kunstgenuß zu bekunden bestrebt sind, so werden Sie leicht erkennen, daß nicht Alles, was zurückhaltenderen Kunstfreunden als allzu aufdringliche Beifallsäußerung erscheint, auf Rechnung der bezahlten Claque zu setzen ist. Was die letztere aber betrifft, so kann ich nur betonen, was ich bereits gesagt habe, daß ich sie für ein unwürdiges Mittel ansehe und froh wäre, wenn ich ein Mittel wüßte, ihr gründlich das Handwerk zu legen."

* * *

Adam Müller-Guttenbrunn,
Director des Raimund-Theaters.

„Mit Directorenpraxis kann ich Ihnen selbstverständlich vorläufig nicht dienen, und in der Theorie sind wir wahrscheinlich einig. Wie ich es in meiner künftigen Directionsführung halten werde? Ich möchte nicht gerne heute Wasser predigen und mich in einigen Monaten darüber ertappen lassen, daß ich Wein trinke. Von allen Seiten wird mir versichert, daß es ohne Claque nicht gehen wird. Ich kann mich irren, aber ich glaube vorderhand noch nicht daran. Ich will es erst ohne Claque versuchen, und ich bin so optimistisch, zu glauben, daß es auf diese Weise doch gehen wird. Geht es nicht, dann werde ich nicht so bockbeinig sein, einer Principienreiterei Erfolge zu opfern, aber vorläufig rechne ich auf ein naives Publicum, welches noch fähig ist, sich am Dichterwort und an dichterischen Gestalten ehrlich zu begeistern und bei dem Schönen mit kindlicher Freude in die Hände zu klatschen. Wenn es auf die anderen Leute ankäme, hätte ich schon mindestens sieben oder acht Claquechefs. Tagtäglich kommt wenigstens einer daher, um mir seine Dienste anzubieten, und alle mit sehr guten Empfehlungen . . ."

„Von Schauspielern?"

„Natürlich! Erst neulich war ein Herr Wessely bei mir . . ."

„Aha!"

„Sie kennen ihn? Er brachte von einer hervorragenden Wiener Sensations-Heroine, deren Namen ich nicht nennen mag . . ."

„Ist auch nicht nöthig!"

„Na also! — von dieser Künstlerin brachte er eine warme Empfehlung mit, daß er vortreffliche Arbeit liefere — aber ich habe bis jetzt diesen Versuchungen tapfer Widerstand geleistet. Jetzt will ich eben abwarten, wie lange ich's auf diesem Standpunkte aushalte."

*) Siehe Morgenblatt vom 24., 28. und 30. d.

Zeit.

Es wird immer geklagt, daß wir ein armes Land sind. Mit Neid sieht man Andere von der Schöpfung gütiger bedacht. Wir müssen sparen und darben. Das ist schon wahr, in vielen Dingen. Aber in anderen wieder sind wir reich, reicher als Alle. Das sollte man nicht vergessen.

Wir haben kein Geld. Aber wir haben Zeit. Wir haben so viel Zeit, daß wir ganz Europa versorgen könnten. Wir haben mehr Zeit, als wir brauchen. Und während sich sonst die Anderen quälen, woher sie Zeit, die fehlt, nehmen und leihen sollen, müssen wir vielmehr auf allerhand Ableitungen sinnen, um den allzu üppigen Segen wie durch Canäle zu entfernen und Ueberschwemmungen zu verhüten. Wenn Einer bei uns sonst gar nichts hat, Zeit haben Alle.

Diese Canäle sind ungemein sinnig erdacht, wie denn die Schöpfungen aus den dunklen Instincten der Menge, aus den unbewußten, aber sicheren Trieben der Erhaltung immer die Absichten des weisesten Verstandes übertreffen. Sie bilden ein ganzes System, das Bewunderung verdient. Wir wären sonst in dem Gedränge von Zeit schon erstickt.

Es sind hauptsächlich drei große Adern, welche die stockenden Massen von müßigen Stunden aufnehmen und entführen. Da ist erstens das Café. Da ist dann der Besuch. Da ist endlich das Essen. Mit unvergleichlich kluger Harmonie wirken sie zusammen.

Ohne das Café wären wir in der größten Verlegenheit. Wir würden von den mürrischen Sorgen der langen Weile im Gemüthe verdüstert oder möchten wohl gar an gewaltsame Abenteuer verfallen, um uns über den schleichenden Tag zu bringen. Es darf geradezu als ein sittlicher Factor des Lebens gelten, welcher den normalen Wiener vor launischen Verführungen schützt. Er frühstückt im Café, so zwischen Acht und Neun, wodurch er es denn schon auf Zehn oder halb Elf bringt. Nach dem Essen nimmt er den Schwarzen dort und zwischen Fünf und Acht die Jause. Und natürlich wird der Abend auch wieder im Café geschlossen; ja, ich kenne Virtuosen, die durch ein halbes Dutzend die Runde machen. So ist er aus dem Aergsten heraus und der schlimme Ueberdruß der Zeit wird glücklich verwunden.

Dann der Besuch. Besuche kosten ja immer Zeit. Aber wir haben Sitten und Gebräuche, durch die wir es da noch viel weiter als die anderen Menschen bringen. Wenn man in Berlin, London oder Paris Einen sprechen will, schreibt man einen Brief und redet sich mit ihm ab. „Ich habe mit Ihnen in den nächsten Tagen über diese oder jene Sache zu verhandeln und bitte Sie um eine gefällige Mittheilung, wann ich, ohne zu stören, Sie sicher treffen kann. Von Eins bis Vier bin ich täglich frei. Sollten Sie mich also nicht noch anders verständigen, so komme ich morgen um Drei." So ist es natürlich nicht möglich, sich vieler Zeit zu entledigen. Da wird bei uns viel besser gesorgt. Man kommt auf gut Glück. Es ist Regel, daß man ihn nicht trifft. Man läßt seine Karte und geht. Man kommt den anderen Tag wieder und trifft ihn wieder nicht. Nun fragt man den Diener, wann er denn eigentlich daheim zu sein pflegt. Es ist Regel, daß es der Diener nicht weiß. Man muß also ein drittesmal kommen. Es ist Regel, daß man ihn auch das drittemal wieder verfehlt. Inzwischen kommt natürlich auch der Andere zu mir, als Antwort auf meinen Besuch, und nun spielt die gleiche Geschichte mit ihm in meinem Hause. So werden zwei glückliche Menschen leicht